



Heimatblatt des Kreisheimatbundes
Bersenbrück e.V. und der Heimatvereine
Achmer, Alfhausen, Ankum, Anten, Badbergen,
Berge, Bersenbrück, Bippin, Bramsche, Eggermühlen,
Fürstenau, Gehrde, Grafeld, Hekese, Hollenstede,
Kettenkamp, Menslage, Merzen, Neuenkirchen, Nortrup,
Pente, Quakenbrück, Rieste, Schlichthorst,
Schmittenhöhe, Schwagstorf, Settrup, Sögelin,
Ueffeln-Balkum, Vörden, Voltlage
Nummer 2/ Februar 2012/ 63. Jahrgang

KHBB AKTUELL

Heuerlinge
im Altkreis
Bersenbrück

Der Kreisheimatbund Bersenbrück (KHBB) trägt sich mit der Überlegung, das Thema „Heuerlingswesen“ in Zusammenarbeit mit den Mitgliedsvereinen erneut aufzugreifen.

In seiner Schriftenreihe hatte der KHBB die Schrift von Hans Triphaus „Das Heuerlingswesen im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert“ im Jahre 1987 herausgegeben. Die letzte umfassende Studie zum Heuerlingswesen stammt von Jürgen Seraphim aus dem Jahre 1948, das Museumsdorf Cloppenburg hat sich verschiedentlich mit dieser Thematik befasst, auch das Meyer-Haus-Museum in Berge greift das Thema im Rahmen der „Hollandgänger“ auf, ebenso werden in der Schrift des KHBB von Herbert Schuckmann aus dem Jahre 1985 „Artland-Amerika-Asien, Reiseberichte aus dem 19. Jahrhundert“ im Rahmen der Auswanderer-Geschichte Bezüge zu diesem Thema hergestellt.

Dabei war die Sozialform „Heuerlinge“ oder „Kötter“ in einem Gebiet verbreitet, das von der niederländischen Grenze bis fast nach Hannover und in Nord-Süd-Richtung vom nördlichen Emsland bis direkt an das Ruhrgebiet reichte. Verschiedene regionale Untersuchungen zeigen, dass in weiten Teilen des Verbreitungsgebietes damals nahezu jeder zweite Bewohner im ländlichen Gebiet ein Heuerling war.

Thema war ein Tabu

In der Zeit zwischen den Jahren 1950 bis 1960 verschwand das Heuerlingswesen dann bis auf Ausnahmefälle fast in ganz Nordwestdeutschland. Das Thema war später nahezu überall tabu, man sprach allenfalls hinter vorgehaltener Hand darüber, zu sehr war es offenbar zwischenmenschlich belastet. Dabei hat es auch durchaus über längere Zeiträume ein vernünftiges Miteinander zwischen der Heuermannsfamilie und dem Bauern gegeben.

Bernd Robben aus Emsbüren hat vor Ort Untersuchungen zu dieser Thematik vorgenommen und plant im Gebiet des Altkreises Bersenbrück, zusammen mit dem KHBB und den Mitgliedsvereinen, ähnliche Untersuchungen. Voraussichtlich wird der Emsländer auf der Arbeitstagung des Kreisheimatbundes Bersenbrück am Mittwoch, 11. April, im Rathaus in Neuenkirchen seine Überlegungen vorstellen. *bn*



KHBB-KONTAKT

„Am heimatlichen Herd“ erscheint wieder Ende März 2012. Mitteilungen bis 18. März an: Heinrich Böning, Telefon 054 31/3183, E-Mail: boeningqu@gmx.de.

Schulneubau vor 100 Jahren

Fürstenau: Schon um 1700 Gleichberechtigung der Geschlechter

Von Karl-Heinz Dirkmann

FÜRSTENAU. Vor 100 Jahren erbaute die Stadt Fürstenau in Bahnhofsnähe eine Volksschule für die Kinder Fürstenaus – die sogenannte 1912-Schule. Äußerlich eine Schule für alle, tatsächlich jedoch baulich, beim Lehrerkollegium und auf dem Schulhof sorgsam in katholische und evangelische Schule zerlegt. Wie das?

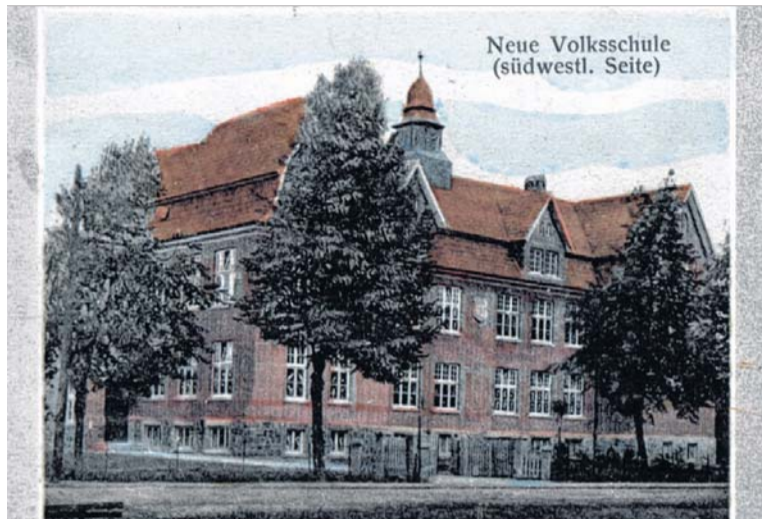
Eine Antwort vermag ein Blick in die schulische Vorzeit Fürstenaus zu geben: Bereits 1516 wird von Schülern in Fürstenau berichtet. Der erste namentlich bekannte Lehrer ist Christoph Middendorf. Er starb 1606.

Urkundlich belegbar ist als Schulort ein Speicher am Markt, 1569 von der Stadt eingerichtet.

Nach dem Tod von Christoph Middendorf machten sich Pastor Berend von Borne und ein Ratsmitglied nach Osnabrück zum Landesherrn und Bischof Philipp Sigismund auf. Sie erwirkten dort die Einrichtung einer dauerhaften, bezahlten Stelle eines Schulmeisters. Die Gemeinde verpflichtete sich, das Schulgebäude zu stellen und zu unterhalten. Sie brachte ferner 300 Reichsthaler als Kapital auf, deren Zinsen der Schulmeister genoss.

Eine besondere Bedeutung gewann diese Schule zwischen 1680 und 1728 unter ihrem Leiter Johan Heinrich Hammer. Dieser hatte ein Universitätsstudium abgeschlossen, war also ein akademisch gebildeter Lehrer, was damals keineswegs die Regel war. Er stand einer Schule besonderer Prägung vor.

Die überraschendste Meldung ergibt sich aus einer Schülerliste von 1716. Danach waren 42,8 Prozent der Schülerschaft Mädchen. Mitnischenmenschlich belastet. Dabei hat es auch durchaus über längere Zeiträume ein vernünftiges Miteinander zwischen der Heuermannsfamilie und dem Bauern gegeben.



Fürstenau i. H.

dass er alle, die das wünschen, zu unterrichten habe und niemand wegen Armut von der Schule ausgeschlossen sein dürfe. Für Eltern, die kein Schulgeld aufbringen konnten, zahlte die Kirchengemeinde.

Fürstenau besaß also um 1700 eine Schule, die Gleichberechtigung der Geschlechter kannte, gleiche Chancen unabhängig von Herkunft gewährleistete und gemeinsamen Unterricht für alle anbot – Zielvorstellungen der Bildungsreform Ende der 1960er-Jahre.

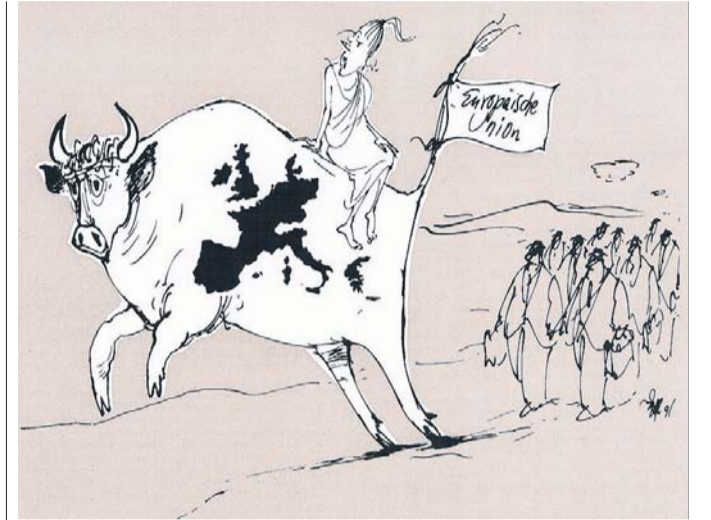
Die Schule war ferner überkonfessionell und multikulturell. Die Schülerlisten nennen Kinder und Jugendliche aus Lüneburg, Hannover,

Köln, Straßburg, Lothringen, Frankreich, ja gar Irland. Auswärtige Schüler und Schülerinnen wurden in Fürstenauer Familien untergebracht und finanziell von der Kirchengemeinde unterstützt.

Das Lernangebot war ebenfalls bemerkenswert. Während die Kirchenordnung des protestantischen Landesherrn Ernst August I. für alle Schulen die lutherische Katechismuslehre in den Mittelpunkt stellte, Lesen und Schreiben gleichsam zu Nebenfächern dieser Lehre werden ließ, legte die gleichfalls protestantische Stadt Fürstenau in einem Vertrag fest: Der Schulmeister Hammer solle seine Schü-

ler befähigen, die Rechenkunst zu erlernen und sowohl mit der deutschen wie der lateinischen Sprache umgehen zu können. Der zweite Lehrer, der bald eingestellt werden musste, erhielt den Auftrag, die Kinder in die Anfänge des Lateinischen, des Schreibens und Lesens einzuführen und dies nicht an Katechismus und Bibel, sondern an einem eigens vom Rat angeschafften Abch-Buchs.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts ging diese besondere Fürstenauer Schulsituation verloren. Nicht der einzige, aber ein wesentlicher Grund war der lang andauernde Fürstenauer Konfessionsstreit.



Karikatur von Fritz Wolf zum Thema Europa.

Foto: Fritz-Wolf-Gesellschaft

Fritz Wolf:
Ein Karikaturist
von Format

Ausstellung in Fürstenau

FÜRSTENAU. Fritz Wolf, der Hauskarikaturist der Neuen Osnabrücker Zeitung (NOZ), ist den Lesern in Erinnerung geblieben. Im Juni widmet der Kreisheimatbund Bersenbrück (KHBB) zusammen mit dem Heimatverein Fürstenau dem begnadeten Zeichner eine Ausstellung. Die am 17. Juni 2003 als gemeinnütziger Verein gegründete Fritz-Wolf-Gesellschaft beschickt und unterstützt die Ausstellung.

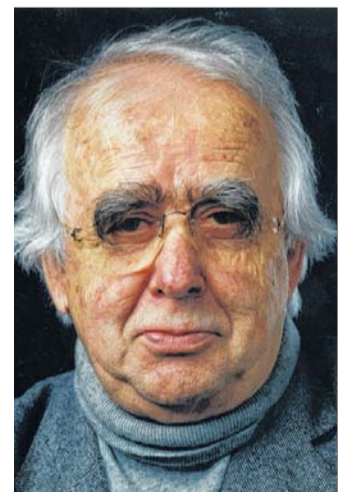
Fritz Wolf wurde am 7. Mai 1918 in Mülheim an der Ruhr geboren. Er arbeitete für verschiedene Tageszeitungen und illustrierte. Seit 1952 war er bei der Neuen Osnabrücker Zeitung. Fritz Wolf verstarb am 23. Dezember 2001 in Bad Rothenfelde.

Seine zahlreichen Karikaturen sind oft noch immer aktuell und bringen den interessierten Betrachter zum Schmunzeln. Schwerpunkt der Ausstellung wird das nach wie vor aktuelle Thema Europa sein.

In einer Besprechung legten Dr. Eilhard Cordes (Fritz-Wolf-Gesellschaft) sowie Franz Buitmann, Jürgen Schwieter und Dr. Martin Espenhorst vom Kreisheimatbund Bersenbrück die Modalitäten fest. Die Vernissage findet am Sonntag, 17. Juni, ab 11 Uhr in den Ausstellungsräumen im Alten

Rathaus in Fürstenau statt. Einführende Worte spricht das Vorstandsmitglied der Fritz-Wolf-Gesellschaft, Dr. Eilhard Cordes. Die Vernissage wird musikalisch von der bekannten und beliebten Fürstenauer Pianistin Elena Pushkareva umrahmt.

Zum Abschluss der Eröffnung besteht die Möglichkeit zur Führung. Dr. Cordes bietet weiterhin am Sonntag, 1. Juli, und Sonntag, 15. Juli, um 15 Uhr öffentliche Führungen in der Ausstellung an. Die Ausstellung endet am Sonntag, 29. Juli, ab 11 Uhr mit einer Finissage. Dann wird der Historiker Dr. Martin Espenhorst zum Thema Europa sprechen.



Fritz Wolf (1918–2001).

Foto: Archiv

AUSSTELLUNGSSTÜCK DES MONATS

„Quakenbrücker Krug“ auch in Berlin präsent

Umfangreiche Zinnsammlung im Stadtmuseum

Von Heinrich Böning

QUAKENBRÜCK. Das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin präsentiert in seiner Zinnsammlung auch den „Quakenbrücker Krug“. Dieser Begriff hat sich bei den Zinnsammlern durchgesetzt, und er ist leicht zu erkennen, wenn man ihn mit den Krügen anderer Regionen vergleicht.

Der Quakenbrücker Krug steht auf einem schmalen Wulstling, und die Wandung ist durch zwei umlaufende Ringe in drei Zonen unterteilt. Bei den luxuriöseren Krügen sind diese Ringe aus Messing aufgesetzt, bei den einfacheren in die Wandung

aus Zinn mit eingegossen.

Der Lippenrand des Kruges ist leicht ausgestellt und hoch gezogen, der gestufte Deckel wird von einem hohen, mehrfach profilierten Knauf gekrönt, auch dieser ist bei den besseren Krügen aus Messing. Eine flache Zunge verbindet den Deckel mit der Daumenruhe, die über ein zweibackiges Scharnier den Deckel anheben kann. Gravierte Initialen und die Jahreszahl der Herstellung sind auf der Wandung zu erkennen, dazu kommen handgeflechtete Dekore, oft mit Blumenmuster.

Quakenbrück war im 18. Jahrhundert ein Zentrum der Zinngießerei im westli-

chen Niedersachsen, als bekannteste Werkstatt zeichnete LDB die meisten Krüge und sonstigen Gefäße. Dahinter verbirgt sich Lubbert Diedrich Bahlmann, der von Sammlern gern der „Rembrandt“ unter den norddeutschen Zinngießern genannt wird – eben wegen seiner Qualitätserzeugnisse. Über den drei Buchstaben des Namens zeigt seine eingeschlagene Marke das Q für Quakenbrück und darüber eine Krone sowie in einem Kreis die Jahreszahl 1769. Bisher sind 37 verschiedene Quakenbrücker Zinnmarken bekannt.

Bei der Jahreszahl 1769, die auch bei anderen Herstel-



Zinn im Stadtmuseum: Links der einfache Krug, daneben die beiden Arten des „Quakenbrücker Kruges“ mit den Ringen und dem mehrfach profilierten Knauf.

Foto: Heinrich Böning

lern immer wieder auftaucht, handelt es sich nicht um das Herstellungsjahr. In jenem Jahr hatten sich die Zinngießer aus Quakenbrück bei der „Hohen Regierung“ in Osnabrück darüber beschwert, dass immer wieder fremde Hausierer ihnen die Kundschaft wegnahmen. Man erließ dann eine Verordnung, und auf diese bezieht sich die Jahreszahl, „daß keine fremden Hausierer mit einiger Zinnarbeit [...] geduldet werden sollen“.

Das Stadtmuseum, geöffnet donnerstags und samstags von 15 bis 18 Uhr, sonntags von 10.30 bis 17 Uhr, zeigt noch einige Hundert weitere Zinnobjekte.